

Martin Willebrand

„Respekt vor dem Raum“ statt „Verzweckung der Kirche“

Die Umgestaltung einer Kirche schließt
an deren architektonische Kommunikation an

Wenn Markus Nolte das mächtige Gebäude betritt, dessen Erscheinungsbild es unzweideutig als Vertreter klassischer Nachkriegskirchenbauten verrät, verstummen Verkehrsrauschen, Hupen und Fahrradklingeln des Asphaltgürtels um die Münsteraner Innenstadt schlagartig hinter der zufallenden Eingangstür und bleiben außerhalb der dicken Backsteinmauern. Denn der Arbeitsplatz des stellvertretenden Chefredakteurs der Kirchenzeitung im Bistum Münster ist die ehemalige Bonifatiuskirche, die seit 2005 den Dialogverlag beherbergt.

Kirchenumnutzung – unterschiedliche Möglichkeiten

Aus vielen Gründen können in Deutschland immer mehr Kirchen nicht mehr ausschließlich als Gebets- und Gottesdienstraum genutzt werden. Der Begriff Kirchenumnutzung ist dabei der Oberbegriff für jede alternative Nutzung eines Kirchengebäudes. Die Deutsche Bischofskonferenz hat dafür mehrere Optionen aufgezeigt. Möglich sind zum Beispiel

- eine „Nutzungspartnerschaft“ der Gemeinde mit anderen christlichen Kirchen oder der Kommune, die den Raum für kulturelle Zwecke nutzt;
- eine besondere Nutzung etwa als Kirche einer muttersprachlichen Gemeinde oder als Begräbnisstätte besonders für Urnen (Kolumbarium);
- eine Teilnutzung etwa der Krypta oder Kapelle für die Liturgie, während andere Raumteile als Räume der kirchlichen Verwaltung oder für Kulturveranstaltungen genutzt werden.

Wird die liturgische Nutzung ganz aufgegeben, kann das Gebäude ebenfalls als Verwaltungs- oder Kulturraum dienen; auch eine kommerzielle Nutzung ist nicht ausgeschlossen, wenn sie dem Charakter des Gebäudes entspricht. Mit ganz unterschiedlichen Konzepten werden so aus ehemaligen Kirchen Turnhallen, Kindertagesstätten,

Kolumbarien oder sogar Restaurants. Auch wird immer wieder eine „Konservierung“ des Gebäudes über eine Zeit von 10 bis 15 Jahren in Erwägung gezogen. Ausgeschlossen ist allerdings die liturgische oder kultische Nutzung des ehemaligen Kirchenraums durch nichtchristliche Religionsgemeinschaften. Allein eine Nutzung als Synagoge wird begrüßt. Der Abriss des Kirchengebäudes ist in jedem Fall ultima ratio. Er kann gerechtfertigt sein, wenn das nicht mehr benötigte Gebäude weder architektonisch noch kunsthistorisch bedeutsam ist.

Pilotprojekt des Bistums

Der Verlag der Bistumszeitung von Münster ist vor sieben Jahren in das Kirchengebäude eingezogen. Bereits um die Jahrtausendwende gab es in der westfälischen Diözese erste Überlegungen, eine Kirche zu schließen. Gleichzeitig brauchte das Verlagsunternehmen, dessen Mehrheitseigner das Bistum ist, mehr Raum. „Beim Generalvikar liefen dann beide Fäden zusammen“, erzählt Markus Nolte, „es sollte ein Pilotprojekt für ähnliche Vorhaben sein.“ Im Februar 2005 musste die Kirche dafür zunächst profaniert werden. Das ist erforderlich, wenn eine Kirche in keiner Weise mehr – auch nicht von anderen christlichen Kirchen und Gemeinschaften – liturgisch genutzt wird. Dabei wird in einer Messfeier, meist einem Pontifikalamt, das Profanierungsdekret des Diözesanbischofs verlesen, das Ewige Licht gelöscht und die konsekrierten Hostien aus dem Tabernakel geholt. Sie sollen anschließend – möglichst in einer Prozession – zu der Kirche getragen werden, die das künftige Gotteshaus der jeweiligen Gemeinde ist. Nach der Profanierung der Bonifatiuskirche kaufte der Verlag das Gebäude vom Bistum und gestaltete es um, sodass im Januar 2006 die neuen Räume vom Bischof gesegnet wurden und die 38 Verlagsmitarbeiter ihre Büros beziehen konnten.

Die Umgestaltung des Kirchengebäudes versucht, an theologische Kerngedanken in dessen Architektur anzuknüpfen. Die Herausforderung dabei: Wie ist es möglich, das architektonische Grundkonzept des Kirchengebäudes nicht zu zerstören und gleichzeitig den Anforderungen eines Verlags- und damit Bürogebäudes gerecht zu werden? Der Grundriss der 1965 geweihten Kirche bildet bereits den Kerngedanken ihrer Architektur ab: Er hat die Form einer Parabel. Als Symbol für Unendlichkeit, dessen Schenkel in Richtung Hauptstraße, Innenstadt, Welt zeigen, realisiert der Grundriss einen Kerngedanken des Zweiten Vatikanischen Konzils: Die Gläubigen als Volk Gottes befinden sich im Raum Gottes. Der Raum Gottes und der Raum der Menschen sind nicht voneinander separiert, sondern öffnen sich ein-



In der Bonifatiuskirche in Münster wurden bis 2005 Messen gefeiert,...

(Foto: Michael Bönte)

ander, genauso wie Kirche und Welt kein Gegenüber bilden, sondern miteinander verwoben und aufeinander verwiesen sind. Die Pastoralkonstitution formuliert: Die Kirche weiß sich „mit der Menschheit und ihrer Geschichte [...] engstens verbunden“ (GS 1) und sieht sich aus „Verbundenheit, Achtung und Liebe gegenüber der ganzen Menschheitsfamilie“ zum Dialog verpflichtet (GS 3).

Durch die gläserne Rückwand des nach vorn hin abgerundeten Gebäudes fällt Licht in einen Gang, der konisch auf die ehemalige Altarinsel hin zuläuft. Anstelle dieser Glaswand schmückte vor der Umgestaltung ein meterhohes Fensterglasmosaik das Hauptportal über die gesamte Breite des Gebäudes. „Wir haben das Glaskunstwerk eingelagert“, erklärt Nolte – einerseits, um die für die Arbeit erforderlichen Lichtverhältnisse zu schaffen. „Andererseits soll auch deutlich werden: Es war eine Kirche, jetzt wird hier gearbeitet.“ Denn den Planern war bei der Entwicklung des Gebäudekonzepts der Respekt vor dem Raum besonders wichtig: Der Eindruck, dass hier eine Kirche verzweckt werde, indem in das unveränderte Gebäude einfach ein Verlag einziehe, habe vermieden werden sollen. Zugleich sollen die architektonischen Veränderungen das klar machen, worauf auch der hier arbeitende Journalist und Theologe Nolte insistiert: „Dies ist keine Kirche mehr.“



... heute beherbergt das Bauwerk die Redaktionsräume des Dialogverlags.

(Foto: Martin Willebrand)

Links und rechts vom Gang sind auf drei Ebenen parzellenartig Büros angeordnet: Jedes davon ist nach oben offen und nach vorn nur durch eine Glaswand begrenzt. „Sie sehen und werden gesehen“, fasst Nolte die Konsequenz dieser architektonischen Offenheit zusammen, „es zeigt aber auch: Wir sind eine Mitarbeiterschaft“. Die beiden Büroebenen laufen konisch auf den Scheitelpunkt der Parabel hin – hier stand früher der Altar. So bleibt auch der nachträgliche Einbau auf die Spitze des Gebäudes hin ausgerichtet und kommuniziert symbolisch, worauf der Betrachter seine Aufmerksamkeit lenken soll.

Hinter der engsten Stelle des Mittelgangs tut sich plötzlich ein weiter, hoher Raum auf: Die sandsteinerne Freifläche war einmal die Altarinsel. Statt Teppichboden dominiert hier heller Sandstein – bei der Umgestaltung des Altarraums hat man den Boden so belassen, wie er war. Im Rund des Parabelscheitelpunktes steht parallel zur Außenmauer eine zweieinhalb Meter hohe Holzwand, die nicht weiß lackiert wie die Fronten der Büroebenen, sondern naturbelassen ist – die Regale in der Rückseite der Wand enthalten eine kleine Bibliothek für die Verlagsmitarbeiter. „Der ehemalige Altarraum ist und bleibt ein besonderer Raum“, meint auch Markus Nolte, „das soll man sehen können“. Dort, wo einst der Altar stand, steht jetzt ein Flügel, denn in unregelmäßigen Abständen finden hier kleinere Konzerte

oder Lesungen statt. „Wir wollen aus einem Kult-Ort einen Kultur-Ort machen“, erklärt Nolte. Der Altar selbst ist übrigens in einem Depot in der Stadt untergebracht, wie auch die entfernten Fenster und andere Kunstwerke, die nicht in der neuen Gemeindekirche genutzt werden können.

Das Zusammenspiel von ursprünglicher wie neuer Bausubstanz und ihrer Symbolik wird auch an anderen Stellen deutlich: Die Büroebenen sind nicht mit der parabelförmigen Außenwand verbunden, sondern lassen eine Lücke zu ihr. So wirken sie, als ob sie im Raum schweben würden und drücken damit aus, was auch Nolte betont: „Wir haben den Raum nur geliehen.“ Abgesehen von den Böden der Büroebenen aus Beton sind alle Wände der Büroparzellen aus Holz: So wurden massive Eingriffe in die ursprüngliche Architektur vermieden. All das sei Ausdruck des Respekts davor, was das architektonische Konzept des Kirchengebäudes symbolisiere.

Ein wichtiges Kriterium: Reversibilität

Holzbauweise, hineingestellte Büroebenen – ist diese alternative Nutzung als Bürogebäude vielleicht gar nicht so endgültig, wie es scheint? Wäre es sogar möglich, das Gebäude später einmal wieder als Kirche zu nutzen? „Auf jeden Fall“, sagt Nolte, „dass dieser Einbau reversibel sein sollte, war auch eine Vorgabe vom Denkmalamt.“ Doch nicht nur die Denkmalbehörde, auch die deutschen Bischöfe haben sich bereits vor zehn Jahren Gedanken darüber gemacht, wie mit Kirchengebäuden umzugehen ist, die nicht mehr als Gottesdienstraum genutzt werden sollen. Ihnen zufolge ist jede Umnutzung immer auch ein Stück weit Provisorium: „Baumaßnahmen für neue Nutzungen sollten möglichst reversibel gestaltet werden, damit künftige Generationen die Kirchenräume ihren eigentlichen Bestimmungen wieder zuführen können“, betonen sie in einer Arbeitshilfe zu diesem Thema.

Der einzige wirkliche Neubau ist ein nach drei Seiten verglaster Konferenzraum auf dem Flachdach des einstigen Gemeindezentrums. Auch für diese Gestaltung gab es neben architektonischen wiederum theologische Motive. Die konziliare Idee des Ineinanders von Kirche und Welt wird hier weitergeführt: „Wir wollen uns von den Leuten beim Arbeiten zuschauen lassen“, erklärt Nolte.

Wenn ein Kirchenraum für eine alternative Nutzung umgestaltet wird, bedeutet das auch: Christen, die regelmäßig zum Gottesdienst dorthin gekommen sind, verlieren einen vertrauten Ort ihrer Religiosität, vielleicht sogar das Zentrum ihrer religiösen Biografie. „Wir haben nach der Eröffnung drei Besichtigungswochenenden ver-

anstaltet“, erzählt Nolte. Größtenteils seien die Reaktionen positiv gewesen. Aber natürlich nicht nur: Für Menschen, die in so einer Kirche getauft worden und zur Erstkommunion gegangen sind, die dort geheiratet haben oder sogar nach dem Krieg für den Neubau gespendet haben, ist es schwer, die Schließung der eigenen Kirche mitzuerleben. „Umnutzung erfordert sicher auch Trauerarbeit“, darüber ist sich Nolte im Klaren – „es wäre ja fast schlimm, wenn nicht.“

Dass die Umgestaltung der ehemaligen Kirche so zustimmende Reaktionen erfährt, liegt wohl auch an der Botschaft, die sie vermittelt. Einerseits wird durch Um- und Einbauten deutlich: Hier sind nicht Büros in einer Kirche; die Kirche wird nicht verzweckt – denn es ist keine Kirche mehr. Andererseits leugnet das neue Erscheinungsbild auch nicht die Vergangenheit des Gebäudes als Sakralbau, indem es den theologischen Grundgedanken seiner Architektur folgt, sie durch Ein- und Neubauten eigens akzentuiert und prinzipiell eine Wieder-Nutzung des Gebäudes ermöglicht. Die ehemalige Bonifatiuskirche in Münster zeigt: Die Umnutzung von Kirchengebäuden zu anderen Zwecken wird in näherer Zukunft nicht zu verhindern sein. Umso mehr bedarf es durchdachter Konzepte, die neben dem für manche schweren Verlust eine tragbare Lösung und vielleicht sogar ein Gewinn sein können.

Literaturempfehlungen

- Bauer, Katrin (2011): Gotteshäuser zu verkaufen. Gemeindefusionen, Kirchenschließungen und Kirchengumbnutzungen. Münster u. a.
- Deutsche Bischofskonferenz (Hg.) (2003): Umnutzung von Kirchen. Beurteilungskriterien und Entscheidungshilfen (= Arbeitshilfen 175). Bonn.
- Deutsche Stiftung Denkmalschutz, Vereinigung der Landesdenkmalspfleger in der Bundesrepublik Deutschland (Hg.) (2011): Kirche leer – was dann? Neue Umnutzungskonzepte für alte Kirchen. Petersberg.
- Frings, Thomas (2007): Gestaltete Umbrüche. Kirchen im Bistum Münster zwischen Neugestaltung und Umnutzung. Münster.